

Zur Frage eines einheimischen Klerus in den Missionsländern.

---

### Zum Feste des hl. Joseph.

Wie ein Strahl der gold'nen Sonne  
Und des Frühlings Auferstehn  
Ist das Fest, das wir voll Wonne  
An dem heut'gen Tag begehn.

Joseph, Mann nach Gottes Herzen,  
Sprößling aus David'shem Blut,  
Heute schweigt der Laut der Schmerzen,  
Dein gedenkt das Herz mit Mut.

Herrlich bist du anzuschauen,  
Wer ist dir an Tugend gleich?  
Gleichst der Psalm auf Judas Auen,  
Die an edlen Früchten reich.

Schöne Lilie, du erblühest  
Lieblich einst am Bergeshang,  
Nur für Jenen du erblühest,  
Dem dein Vater David sang.

Leuchte uns auf dunklen Pfaden,  
Stern der nimmer untergeht,  
Führ' uns hin zu dem Gestaden,  
Wo ein ew'ger Frühling weht.

Sonne hier im Tal der Zähren,  
Reich an Schönheit, Licht und Pracht,  
Mög' dein milder Schein verklären  
Unser Leiden kurze Nacht.

Möchten gern dich auch vergleichen  
Jenem siebenfarb'gen Licht,  
Das, wenn Sturm' und Wetter weichen,  
Mild der Wolken Heer durchbricht.

O, vermitte uns den Frieden!  
Um dies Eine heut' wir flehn,  
Laß, o Heil'ger, uns hienieden  
Tage stillen Glückes seh'n!

### Zur Frage eines einheimischen Klerus in den Missionsländern.

(Rede des Hochw. P. A. Huonder, S. J. beim missionswissenschaftlichen Kursus in Köln).

Am 8. Dezember 1904 fand im Petersdom die 50jährige Gedächtnisfeier des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis statt. An 30 000 Menschen füllten die Riesenhallen; 23 Kardinäle in Purpur, an 200 Bischöfe und Kirchenfürsten, ungezählte Priester aus allen Ländern der Welt umgaben als farbenreicher Kranz die weißschimmernb hehre Gestalt des Papstes. Jubelnd hallte das Te Deum, von silbernen Posauinen begleitet, zur majestätischen Kuppel empor. Es war ein Fest, wie nur Rom, das Zentrum der christlichen Welt, es zu feiern vermag.

Mitten unter der Schar von Prälaten stand ein Missionsbischof. Er schaute sich um in der glanzvollen Versammlung, und eine Frage legte sich drückend auf seine Seele. All diese zahlreichen Priester und Bischöfe, so sagte er sich, sind Söhne der weißen Rasse. Wo ist denn die rote, die gelbe, die schwarze Rasse? Ist denn die Kirche nicht eine Weltkirche, die alle Völker und Rassen umfaßt? Warum fehlen denn ihre Vertreter bei dieser gewaltigen Festversammlung? Gibt es denn nach vierhundertjähriger Missionsarbeit in Asien, Amerika, Afrika, Ozeanien noch keine einheimischen Hirten und Bischöfe dieser Länder und Völker, die sich einreihen in die hehre Reihe ihrer weißen Brüder?

Diese Szene führt uns sofort mitten in unsere Frage. Statt des Petersdomes denken wir uns die endlos weiten Hallen der Weltkirche mit ihren 300 Millionen Katholiken, ihren Patriarchen, Bischöfen und Priestern wie zu einer großen liturgischen Feier versammelt. Und wiederum lassen wir unser Auge rundgehen und suchen unter diesen 370 000 priesterlichen Gestalten, die Söhne der roten, braunen, gelben und schwarzen Rasse. — Finden wir welche, und wenn ja, in welchem Verhältnis stehen sie zur Gesamtzahl, welche Rolle spielt das farbige einheimische Element in diesem priesterlichen Gemeinschaftsbilde? Das ist eine Frage, die alle, besonders aber den Klerus interessieren muß.

#### 1. Notwendigkeit eines einheimischen Klerus.

In der von Gott gesetzten äußeren Gnadenordnung steht nun einmal das Priestertum als leuchtender Mittelpunkt da. In seine geweihten Hände ist sozusagen alles gelegt.

Ohne Priester keine autoritative Predigt, ohne Priester kein Altar, kein hl. Opfer, keine eucharistische Feier; ohne Priester keine sakramentale Losprechung, keine kirchliche Trauung, kein wirkliches kirchliches Gemeindeleben, kurz ohne Priester nach katholischer Auffassung kein wahres Christentum. Ist also die Verbreitung des Christentums die Aufgabe der Mission, dann gehört es zur vollen Lösung ihrer Aufgabe, mit der christlichen Glaubenslehre auch das christliche Priestertum in allen Ländern und Zonen weiterzupflanzen, also einen einheimischen Klerus zu schaffen. Und ehe dies erreicht ist, hat sie ihre Aufgabe erst teilweise gelöst. Ein einheimisches Priestertum ist die schönste Blüte und reichste Frucht der Mission, der goldene Schlüsselstein in dem großen geistigen Bau, den sie aufführt.

Die Frage eines einheimischen Klerus ist nicht bloß eine Frage unter anderen Fragen, es ist eine Lebensefrage, vielleicht die wichtigste aller Missionsfragen. Dass dies die Auffassung der amtlichen Kirche ist, zeigt schon die bedeutsame Stellung, welche diese Frage in den päpstlichen Kundgebungen zumal in den letzten 250 Jahren einnimmt.

Am 28. November 1845 faßte Gregor XVI. in einem Rundschreiben an die Missionsbischöfe des fernen Ostens all die vielen und eindringlichen Auslassungen seiner Vorgänger noch einmal zusammen. Von jener, so führt er aus, habe die Kirche gemäß dem ihr von Christus gewordenen Auftrage die Ausbreitung des Glaubens als eine ihrer wesentlichen Aufgaben betrachtet und zu diesem Ende sich stets zweier Hauptmittel bedient: Das eine sei die Einsetzung von Bischöfen gewesen, die ja der hl. Geist zur Leitung der Gläubigen bestellt (Apg. 20, 28), das andere die Heranziehung eines einheimischen Klerus.

Darin folgte sie nur dem Beispiel der Apostel und deren unmittelbaren Nachfolger, die überall, wohin sie

gekommen, Bischöfe und Priester geweiht und die Vollendung ihrer Aufgabe einem eingeborenen Klerus übertragen hatten.

Und so sei es in der Kirche Gottes auch fortan gehalten worden, wie die Geschichte ihrer Missionen beweise.

Zumal habe auch die im Jahre 1622 gegründete hl. Kongregation der Propaganda unablässig auf Schaffung eines einheimischen Klerus hingearbeitet. Zeugen seien die zahlreichen von ihr geschaffenen oder unterstützten Nationalseminarien in Rom und anderen Ländern, die ganz diesen Zwecken dienten, Zeugen die außerordentlichen Privilegien, mit denen Rom die Missionsbischöfe ausgerüstet, um ihnen die Erziehung eines einheimischen Nachwuchses zu erleichtern, Zeugen die zahllosen Verordnungen, Briefe und Erlasse, die trotz aller erhobenen Einwände, Schwierigkeiten, Bedenken und Enttäu-

dung eines großen päpstlichen Generalseminars in Kandi (Ceylon) für ganz Vorderindien brachte die Klerusfrage in neuen Fluß.

„Fili tui, India, administri tibi salutis“ (deine eigenen Söhne, Indien, sollen der Mittler des Heiles sein), so lautete die Umschrift, die der Papst auf die zur Erinnerung an diese Gründung geprägte Denkmünze setzte ließ. Es war gleichsam das Motto, der kürzeste Ausdruck dessen, was in Indien wie anderswo erstrebt werden sollte.

Schon aus diesen kurzen Andeutungen ersieht man, wie ernst die Päpste diese Frage nahmen, und wie fest sie entschlossen sind, sie der Lösung um jeden Preis entgegenzuführen.

Ein lautes Echo dieser energischen päpstlichen Willensäußerungen klingt uns aus sämtlichen Missionssyndiken der neueren Zeit, zumal des Ostens, entgegen.



Tischgebet. (Gebet nach dem Essen.)

schungen immer und immer wieder auf diese Aufgabe zurückkommen und oft sogar scharfe Worte für die säumigen Missionsbischöfe finden.

Nur dort, wo man sich um einen landeswüchsigen Klerus bemüht, habe der christliche Glaube tiefe Wurzeln geschlagen und sich auch im Sturme erprobt, während anderwärts die ausgestreute Saat aus Mangel an eingeborenen Seelsorgern wieder zu verderben drohe.

Katechisten seien gut, dürften aber nicht als Ersatz für eingeborene Priester angesehen werden.

Es genügt nicht, fügt Pius IX. in seinem Rundschreiben vom 8. September 1869 hinzu, daß die Ordene sich ihren Nachwuchs aus den Eingeborenen ergänzen, nein, ein einheimischer Weltklerus, der die wesentliche Grundlage einer nationalen Hierarchie bildet, müßte das Ziel sein.

Am 24. Juni 1893 ergriff auch Leo XIII. in dieser Frage das Wort. Sein großzügiges Rundschreiben an den indischen Episkopat und die sich anschließende Grün-

„Die Zeugnisse aller Völker und Zeiten“, erklärt z. B. das Provinzialsynod von Pondicherry, „die geschichtlichen Urkunden der Kirche kommen alle darin überein, daß sie die Heranbildung eines einheimischen Klerus als notwendige Bedingung bezeichnen, damit der Glaube in einem Volke tiefe Wurzeln schlage und fest begründet werde.“

„Auf der Heranbildung tüchtiger, einheimischer Priester“, wiederholen die Provinzialkonzilien von Bombai, Agra, Verapolyjuw., „liegt nach unserer Überzeugung in erster Linie die Hoffnung der jungen indischen Kirche.“

Und wenn wir nun die Missionare und Missionbischöfe selbst zu Worte kommen ließen, ihre Zeugnisse klängen wie das Raunchen vieler Wasser. Es gab Zeiten, da manche von ihnen ernste Bedenken gegen einen einheimischen Klerus trugen. Aber schon die dringlichen Willensäußerungen und Mahnrufe des höchsten Oberhirten mußten den Widerspruch verstummen lassen.

und allem Zaudern ein Ende machen. Heute besteht unter allen Missionaren in dieser Frage volle prinzipielle Einheit. Die eigene Erfahrung zeigt den Missionaren den Nutzen einerheimischer Mitarbeit mit eindringlicher Gewalt.

Wie schwer ist es dem europäischen Missionar, sich mit der Sprache und den Sitten fremder Völker völlig vertraut zu machen! „Man braucht nicht lange in China gelebt zu haben“, schreibt ein Missionar, „um sich der großen Schwierigkeiten bewusst zu werden, die ein Missionar mitten in dieser heidnischen Bevölkerung findet, die von uns in Charakter, Sprache, Sitten und Bräuchen so ganz verschieden ist. Welch wertvolle Hilfe leistet da der einheimische Priester, der als Landeskind mit all den tausend Eigentümlichkeiten vollauf vertraut ist. Sie verirren ihn nicht wie den Neuling aus Europa. Er kann

büter verlassen hatte, irrite als Flüchtling wie ein von allen Seiten geheutes Tier in den umwegsamsten Gegen- den seines Landes umher. Das war so gekommen:

Schon während der Anwesenheit der portugiesischen Gesandtschaft und während man sich mit dieser über unbedeutende Dinge stritt, hatten sich die benachbarten muhammedanischen Fürsten zum gemeinsamen Widerstand gegen den Negus vereinigt. Sie befürchteten mit Grund von einem Bündnisse zwischen dem Negus und dem Könige von Portugal eine ernste Gefahr für ihre Besitzungen an der arabischen und afrikanischen Küste und ihren ausgedehnten Handel. Dem wollten sie mit List und Gewalt zuvorkommen und fanden dabei an den Türken, die unter Selim I. Ägypten und Arabien erobert hatten, eine kräftige Stütze.

Die Feindseligkeiten begannen mit der Plünderung



Auf dem Weg zur Mühle.

ohne Hindernis auch dorthin gehen, wo die landläufigen Vorurteile dem Europäer den Zugang verschließen; sieht doch die Bevölkerung in jedem Fremden so leicht einen Späher und haftet ihn als Ausländer.“

„Der europäische Priester“, bestätigt unser ausgezeichneter Landsmann Bischof Henninghaus von Süd-Schattung, „ist und bleibt, so innig auch seine Christen an ihm hängen, oft mehr wie an ihren Landsleuten, für die Heiden doch immer ein Fremdling, dem man misstraut. Einem Chinesen wird es, wenn er flugen Seeleneifer besitzt, viel leichter, auf sein Volk einzuwirken.“

### Im Reiche des Negus in alter Zeit.

(Fortsetzung der Artikelseerie: „Ein christliches Mohrenreich.“)

In der Zwischenzeit hatten sich aber in Abessinien die Verhältnisse vollständig geändert. Der Negus David, den Alvarez als einen auf seine Siege stolzen Ge-

und Niedermezelung einer Pilsaer-Karawane, die auf dem Wege nach Jerusalem war. Nur drei dieser Pilger kamen nach Schoa zurück, um das traurige Schicksal ihrer Genossen zu melden.

Um diese Schmach zu rächen, fiel der Negus im Jahre 1527 ins maurische Königreich Adel ein; jedoch mit wenig Glück. Seine Abessinier waren nur mit Lanzen, Schwertern, Bogen und Pfeilen bewaffnet, während der Feind von Seiten der türkischen Paschas in Arabien mit Schießgewehren und Kanonen ausgerüstet worden war. Schon das erste Scharmützel endete ungünstig für den Negus, und kurz darauf wurde er in einer entscheidenden Schlacht vollständig geschlagen. Er verlor mehr als 4000 Mann, worunter sich die edelsten und angesehensten Fürsten und Krieger befanden. — Sein Gegner, Mahomed mit dem Beinamen Gragne (der Linke), Kommandant der türkischen Besatzung zu Zeila, ein gewandter Kriegsmann, der sich an die Spitze der Streitmacht der Verbündeten gestellt hatte, nützte seinen Sieg